

Das gelobte Land.

Eine Erzählung aus dem Bornholmer Nordland
von Martin Andersen Nexø.

Der Steinhauer erwachte erschrocken bei dieser direkten Frage. „Das wird wohl nicht möglich sein für mich,“ sagte er, „für mich Krüppel. Wär's in meinen jungen Tagen gewesen . . . da hab ich oft gewünscht, übers Meer zu fahren.“ Die Augen erzählten, daß er wohl Lust hatte. „Ich kann mir ja nicht selber helfen!“

„Dann geben wir Ihnen jemanden mit,“ sagte der Arzt, „und nun bloß keine Dummheit.“

Die Frau kam herbeigestürzt. „Worein will man Dich hineinlocken?“ rief sie und stellte sich schützend vor ihm. Ihre Augen wanderten herausfordernd von dem Arzt zum Schulgen.

„Wir wollen Ihren Mann dazu verlocken, nach der Hauptstadt zu reisen,“ sagte der Arzt lachend. „Und am liebsten sähen wir ja, wenn seine zuverlässige liebe Frau ihn begleiten würde — dann wäre er in guten Händen.“

Die Frau sah unschlüssig vom einen zum andern. „Ich würde ihn schon gut hinüberbringen — da ist nichts im Wege; es sollte ihm nichts passieren! Aber es ist doch wohl alles Geschwätz — ebenso wie das mit der Entschädigung?“

„Nein, die sollen wir ja eben von drüben holen,“ wandte Hans ein.

Der Arzt nickte: „Ja, hoffentlich habt Ihr Glück! Aber das Beste ist, Ihr wartet noch eine oder zwei Wochen, dann hat der Hans mehr Kräfte.“

„Ach, ich kann auf der Stelle reisen, wenn's sein muß,“ meinte Hans und stand ohne Hilfe auf. Das eine Bein bildete einen Bogen und schmerzte, wenn er sich darauf stützte.

Der Doktor musterte das Bein. „Wartet lieber doch die vierzehn Tage, dann könnt Ihr auch erst Eure Sachen ein bisschen in Ordnung bringen. Anders Olsen wird für Euch auslegen; die Verwaltung bezahlt auf alle Fälle Eure Ausgaben, wie es auch mit der Entschädigung kommen mag.“

Die Frau schlug die Hände zusammen: „Dann bekomme ich also auch ein neues Kleid! Das ist nicht passiert, seitdem ich ein junges Mädchen war und mich auf die Hochzeit vorbereitete. Zwanzig Jahre ist das jetzt her.“

„Na, seht Ihr mich nun mit milderen Augen an,“ sagte der Arzt und gab die Hand zum Lebewohl.

„Ich hab ja bloß gemeint, die Doktors wären Leute, die davon lebten, andre totzumachen,“ sagte sie geradeheraus.

„Du hast einen so losen Mund, Marie,“ mahnte der alte Ole vorwurfsvoll, als die beiden Männer fortgegangen waren.

Aber Marie lachte bloß und warf ihren Körper hin und her, sie war ganz übermütig. „Wir lassen uns in der Stadt photographieren,“ sagte sie, „ganz bestimmt tun wir das.“

„Wenn Ihr Glück habt, könnt Ihr den König zu sehen bekommen,“ meinte der Großvater.

Nur Hans kämpfte schwieg. Das Viele nahm ihm immer die Worte weg.

7.

Wie ein schönes Lächeln ging der Frühsummer über die barschen Blige des Nordlands hin. Die wilden Apfelbäume und die von den Vögeln gesäten Kirichen ließen der Reihe nach ihren Blütenregen auf die Felsen herabrieseln. Wie helles Gestöber aus tiefblauem Himmel trieben die fallenden Blüten durch die Klüfte, und das Heidekraut wurde ein wenig lichter in seinem Ernst und begann, langsam wieder zu duften. In seinem dichten Pelz garte die Sonnenwärme und brütete allerlei Gewirm aus, Igel und Kreuzottern — und unsichtbare Wesen, die Betäubung ausdünsteten. Es war gefährlich, im Heidekraut zu schlafen, mehr als einem waren seine Fähigkeiten gestohlen und andere dafür gegeben worden, die ihn ungeeignet machten, unter den Menschen zu leben. Der verrückte John hatte hier seine Seele eingebüßt. Jeden Sommer um diese Zeit zog seine Frau ihn in die Heide und saß bei ihm, während er von der heißen Ausstrahlung in Schlaf gelullt wurde. Aber noch war kein Tier in seinen offenstehenden Mund geschlüpft, und doch war das es,

was ihm fehlte; denn der verrückte John ging immer mit offenem Munde. Seine Seele befand sich wohl besser im Freien; aber die Frau fuhr fort zu hoffen.

Wenn die beiden Kinder sich wieder nach den Klippen sehnten und auf den „Knägt“ hinauf wollten, um das Meer zu sehen, dann begleitete Großvater sie immer. „Warum sollen wir Dich bei uns haben?“ sagten sie. Es war ja viel lustiger, auf eigene Faust umherzuspringen, als den blinden Großvater zu führen.

„Um Euch zu behüten,“ erwiderte der Alte.

„Willst Du uns etwa führen?“ riefen sie neckend und klatschten in die Hände.

„Man kann seine Augen nicht überall haben,“ antwortete der alte Ole ruhig. „Ihr achtet auf die offensibaren Steine und ich auf die versteckten Schäden.“

Wenn sie aber erst oben auf dem „Knägt“ saßen und das Meer auf beiden Seiten lag und sie weit in der Ferne Schweden und Christiansjö erblickten, dann war es schön, Großvater bei sich zu haben. Er sah die Welt noch einmal mit den Augen der Kinder und erklärte ihnen alles: wo die Welt entstanden sei, und woher der liebe Gott zu essen bekommen habe . . . das Ganze!

„Wieviel Du weißt, Großvater!“ sagten sie. „Aber warum geht das Meer weit dahinten zum Himmel hinauf?“

„Das ist so, damit die Schiffe leicht hier herunter ans Land gleiten können! Wenn die Seeleute nach Hause fahren, sehnen sie sich immer.“

„Und wo ist denn die Sonne des Nachts?“

Großvater zupfte sich am Bart. „Das ist nicht so leicht zu beantworten,“ sagte er vorsichtig, „denn die Sonne bringt ja das Ganze hervor! Aber sie muß die Nacht anwenden dürfen, wie sie Lust hat, wenn sie bloß die Zeit einhält.“

„Woher hast Du nur all Dein Wissen, Großvater?“

„Ich begreife es selber nicht,“ sagte der Alte erstaunt, „denn lesen habe ich nicht gelernt und in der Schule bin ich nicht gewesen. Aber mein Großvater war noch klüger; der

mußte so viel, daß die Leute ihn Lügenstod nannten. Dessen Großvater wieder stammte vom Ackerland; aber die andern Menschen verfahren sich an ihm, wie die Hunde einer Stadt sich an einem einzelnen Hund versehen können, ohne daß er etwas getan hat. Dann wird er überall, wo er sich sehen läßt, verjagt und muß wieder nach dem Walde und ein Fuchs werden. Dieser Mann ist also hierher in die Felsen geflohen und in den dunklen Nächten stieg er hinunter und nahm den Bauern weg, was er brauchte . . . den Fuchs von Blaaholt nannten ihn die Leute. Auf die Art kam der Fluch in unser Geschlecht — und der Frondienst folgte. Aber jetzt ist das gleichgültig, denn Euer Vater hat den Kampf mit den Mächten aufgenommen, und er hat uns alle erlöst.“

„Wir wollen viel lieber hier wohnen bleiben,“ erklärten die Kinder und starrten auf die Reste der kleinen Hütte an der Felswand hinab — die Bauhölzer und das Beste vom Dache hatte der Vater mit hinuntergenommen, um einen Kuhstall zu bauen. Aber da wurde der Großvater ärgerlich über so schwarzen Undank, und auf dem Rückweg herrschte Verstimmung zwischen ihm und den Kindern.

Unten auf dem Ackerland ging Hans kämpfe und wußte nicht, was er von sich selber denken sollte. Er hatte Niels Möllers Grundstück für die 2½ Tausend Taler gekauft, die er als Entschädigung erhielt, und wälzte nun die Erde um wie ein Maulwurf, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, schob sich vorwärts in langen Gräben, füllte Steine auf den Grund und deckte hinter sich zu. Er war nicht gut zu Fuß; wenn er sich über das flache Feld schleppte, auf ein Gerät gestützt, gleich er einer Hünengestalt, die im Rachen eines Ungeheuers zur Unformigkeit gefaut und dann wieder ausgespien worden war. Nichts bei ihm sah, wie es sitzen sollte, und er pflegte selber zu sagen, der Doktor habe ihn wohl, während er bewußtlos gewesen sei, auseinandergenommen und verkehrt wieder zusammengeheft — genau so so wie Janus Köller, als er die Uhr reinmachen wollte.

„Möchte wissen, ob der Doktor auch etwas übrigbehalten hat,“ setzte er meistens hinzu, und dann wurde nicht schlecht gelacht. Denn Janus Köller behielt immer ein Rad zubiel, so oft er die Uhr auseinander nahm.

Früher hatte Hans Kämpfe nie im Leben einen Wiß gemacht, aber jetzt glaubte er, in der Lage dazu zu sein. Mit Innig-zufriedenem Ausdruck schleppte er die eigenen Ueberreste auf dem kleinen Stück Land hin und her und hatte die Hände in allem. Mit dem Ausspinnen von Gedanken gab er sich nicht mehr ab; er hatte sie in Troß umgesetzt und sein Werk durchgeführt, und nun sollte ihn keine Macht der Welt mehr dazu bringen, noch länger zu grübeln und sich seine Freude zu zerstören.

Aber das war ebenso wie mit der Erde, die das Ganze selber besorgte, nachdem im Frühjahr die Arbeit getan war. Ueber etwas war er immer noch verwundert — über seine eigene Person. Auf 2½ Tausend hatten die großen Leute da drüben sein Gebrechen taxiert, und war er nun nicht am Ziel seiner Wünsche angelangt? — Es mußte etwas in ihm stecken, wofür er selber kein Maß hatte!

Und dann kamen die andern und schoben nach. Daß er als der arme Mann, der er war, dem Schicksal Troß geboten und selber am Dasein mit zugriffen hatte, verlieh ihm auch nach außen hin eine eigentümliche Schwere. Seine Worte hatten Gewicht, selbst dann, wenn er hartnäckig schwieg; Janus Köller und die anderen Kameraden vom Steinbruch kamen zu ihm, um sich einen guten Rat zu holen, und gingen erfrischt fort — ohne daß er seinen Mund aufgetan hatte. Selbst der Großvater legte sich mit seiner Weisheit dem Hans zu Füßen.

„Ja, Du hast es fertiggebracht,“ sagte der Alte oft. „Wenn ich so tüchtig gewesen wäre wie Du, dann hätte ich vielleicht eine Summe für mein verlorenes Augenlicht bekommen.“

„Ich selber hab nichts dazu getan, sondern das Gesetz,“ wandte der Sohn bescheiden ein. „Das Gesetz hat verlangt, daß ich das Geld kriegen sollte. . .“ da waren die Großen wohl genötigt, mich hier aufzufuchen.“

„Wenn nun das Gesetz auch an mich denken sollte. . .“ sagte der Alte grübelnd. „Dann kaufte ich Euch ein Pferd.“

„Dummes Gerede,“ fiel die Frau ein. „Dazu müßten sie wohl erst wissen, daß unser Großvater auf der Welt ist; aber davon haben wir gar nichts gemerkt. Aber über Hans mußten sie in jeder Hinsicht Bescheid. Womit mag er sich nur bemerklich gemacht haben?“

Der Alte schüttelte den Kopf — er begriff es nicht. „Denn Du bist doch auch nur des alten Ole Sohn,“ sagte er. „Die müssen schon gute Augen haben drüben im Königsschloß, wenn sie die Not in den Felsen von Blaaholt sehen.“

„Die Wissenschaft macht es,“ erwiderte der Sohn langsam. . . „mit der kriegen sie alles zu sehen. Darum ist es am besten, vorsichtig mit dem Geld umzugeh'n, damit die Leute nicht bereuen, was sie getan haben. Du könntest ruhig ein bißchen mit dem Sped sparen, Mutter.“

„Ach, wenn ich Euch nicht mal ordentlich zu essen geben soll, dann hätten wir ebensogut bleiben können, wo wir waren,“ sagte Marie entschieden. „Und am Sonnabend geh ich zur Stadt und kaufe Gardinen für die Fenster. Hübsch will ich's haben, und wenn ich auch auf die Höfe gehen und mir's selber verdienen muß.“

„Der feine Staat drüben in der Hauptstadt hat es ihr angetan,“ sagte Hans und warf ihr einen bewundernden Blick zu. „Nächstens reißt sie uns die Hüfte überm Kopf nieder und baut ein Schloß.“

Der Großvater lachte. „Die Tür ist am Giebel,“ sagte er. „Also hat die Frau im Hause zu sagen.“ — —

So verging der Sommer, und der Herbst brachte eine gute Ernte. Hans und der alte Ole fuhren das Ganze ohne fremde Hilfe ins Haus ein; wenn die beiden Invaliden sich festfuhren, ließen die Kinder die Mutter holen, und mit roten Wangen kam sie angesprungen. „Ach, das schöne Korn!“ rief sie. „Wenn wir bloß Platz für alles haben!“

„Ja, die Erde ist ein guter Freund,“ sagte Hans. „Wenn man sie nur ein bißchen streichelt, gibt sie einem ein Geschenk. Und nun wollen wir unsre Kinder nach Hause nehmen; wir haben genug für Fremde gearbeitet.“

So verbrachten sie gemeinsam ihr Leben; so viel wie hier hatten sie nie zu tun gehabt, aber sie merkten es nicht. Selbst am längsten Tag des Jahres streichelt sie die Sonne nicht, sie im Bett zu überraschen. Jede neue Mühe war ein Glück mehr, jeder Griff in die Erde hinein war ja wie ein Diebstohlen der Hände. Was eigentlich geschehen war, verstand niemand von ihnen richtig; aber sie hatten keine Angst vor dem Unbekannten mehr. Und der große Krüppel, der, wenn er nur unter der Hüfte gestützt wurde, noch Kräfte wie ein

Bär besaß, hatte immer noch keine Angst vor irgend etwas unter der Sonne; nur hegte er jetzt geheimen Respekt vor etwas Unfassbarem in seinem eignen Innern. Vielleicht war es das unerwartete Glück, mit dem er sich nie ganz vertraut machen konnte.

Aber droben in den Felsen ist eine seltsame Sage von dem Glück daraus entstanden, das auch zu Armen kommen kann, aber die Gestalt des grauen Mannes annehmen muß, um zum Ziele zu gelangen. —

(Schluß.)

Die Kub.

Von Friedrich Hebbel.*)

In seiner Wohnstube, die sehr niedrig und auch etwas räucherig war, weil es dem Hause nach dem herkömmlichen Brauch des Dorfes am Schornstein fehlte, saß der Bauer Andreas an dem noch vom Großvater herstammenden alten, eichenen Tisch und überzählte vielleicht zum neunten Male ein kleines Häuflein Talerscheine. Er hatte die Pfeife im Munde, und daran konnte man sehen, daß es Sonntag sei, da er sich die mit dem Rauchen verbundene kleine Zeit- und Geldverschwendung bei seiner knappen, ängstlich-genauen Natur an keinem anderen Tage erlaubt haben würde; sie brannte aber nicht und war auch noch gar nicht angezündet gewesen, obgleich das Kalglüch, wobei es hatte geachtet sollen, schon lange gefludert haben mußte. Um ihn herum, bald zum Vater auf die Bank Kletternd und ihm ernsthaft zuschauend, bald den durch die offenstehende Tür aus und ein wandelnden gravitätsreichen Hausbahn jagend und neckend, spielte sein Kind, ein munteres, braunes Knäblein von zweieinhalb bis drei Jahren. „Den da,“ murmelte Andreas und hielt einen der Scheine mit sichtlichem Behagen in die Höhe, „bekam ich für die Fuhrre Sand, die ich dem Maurermeister Niklas in die Stadt lieferte, als es wie mit Mäden vom Himmel goß; ich kenne ihn an dem Miß. Ein braver Mann; ich hatte ihm einen Groschen wieder herauszugeben, aber er ließ mir den wegen meiner durchnähten Haut. Freilich, einen Schnaps habe ich nicht dafür getrunken, wie er wollte! Diesen hier,“ fuhr er fort, „habe ich am sauersten verdient, es ist der mit dem großen Tintenstiel! Wer dem Apotheker einen ganzen Futtertrag voll Kamillen bringen will, der muß sich oft bücken, und das ist nach dem Feiertag nicht bloß für die Faulen mühsam!“ „Der zersehte und wieder zusammengesehte,“ begann er nach einer Pause von neuem, „ärger mich jedesmal, wenn ich ihn ansehe, ich werde den Verdruß nicht los. Underhalb hätten's sein sollen, wenn sie auch gerade nicht ausdrücklich zum voraus bedungen waren. Drei Klafter Holz! Ins Wein hieb ich mich obendrein vor übergroßem Eifer, weil ich's den Leuten gern, ehe der Regen- guß kam, in den Keller schaffen wollte! Und ein solcher Abzug! Dabei trägt die Frau goldene Ohrringe, und das Kind weiß nicht, ob es eine Semmel ohne Butter essen will oder nicht! Krüll's nicht schon?“ Er sprang auf und eilte ans Fenster. „Nichts da,“ sagte er zurückkehrend, „das kam aus dem Stall des Nachbars! Nun, morgen wird aus dem meinigen geantwortet werden! Na, Junge,“ hierbei klopfte er sein Knäblein auf die Wange und reichte ihm eine dem Hahn entfallene bunte Feder, „noch heute erhalten unsere beiden Esel Gesellschaft. Dein Vater hat's endlich so weit gebracht, die Kuh ist schon unterwegs! Du mußt das Pferd schaffen, wenn Du groß wirst! Hörst Du?“ Das Kind nickte, als ob es verstände, was es doch noch nicht verstehen konnte. Andreas setzte sich wieder an den Tisch. „Freilich, freilich,“ begann er abermals, indem er einen Zehntalerschein ergriff, „es würde noch eine gute Weile gedauert haben, wenn das Glück mich nicht begünstigt hätte! Ha, ha! Das war ein Fischfang, der sich der Mühe verlohnte, obgleich der Fisch nicht zu den eßbaren gehörte. Ei, daß ich doch immer, wie jenen Abend, von ungefähr darauf zusäme, wenn sich einer ersäufen will, und die Rettungsprämie erwischte! Ich bringe jeden wieder ans Ufer, ärger kann sich keiner sträuben, als der Leinweber sich sträubte, er hätte mich fast in den Grund des Teiches mit hinabgerissen! Noch fühl' ich seine Klauen in meinem linken Arm, und ernstlich hat er's gemeint, denn drei Tage nachher schnitt er sich den Hals ab! Doch was gelang unferneinem nicht, wenn man weiß, daß einem eine Belohnung von zehn Talern gewiß ist! Lange währ't's aber, es wird ja schon Nacht! Daß der Müller meiner Gesehe Bier und Brot vorgefetzt hat, kann ich mir nicht denken! Dann müßte sein Profit größer sein, als ich glaubte, und er hätte mich trotz aller Vorsicht angeführt! Ich will einmal vor die Tür gehen!“ Andreas stand auf und tat jetzt den ersten Zug aus der Pfeife. „Ja so,“ rief er aus, „du brennst noch nicht, und ich meine, schon eine halbe Stunde zu schmauchen! Nun, umsonst will ich dich nicht gestopft haben.“ Er nahm ein altes brüchiges Zeitungsblatt vom Tisch, in das die Scheine eingewickelt gewesen waren. „Jetzt brauche ich's nicht mehr,“ sprach er, indem er es beim Licht anzündete, „noch heute geht das Geld aus dem Hause; denn der Müller kommt gewiß mit, ich tät's an seiner Stelle auch!“ Er steckte die Pfeife in den Brand und warf das Blatt an die

*) Dieses Nachstück ist aus dem Jahre 1849. — Es ist mit anderen Erzählungen Hebbels abgedruckt in dem eben erschienenen Reclam-Bändchen 5513.

Erde. Das Kind hatte dem plötzlichen Aufflammen desselben mit leuchtenden Augen zugehört, es rief heftig: „Ahl!“ und hob das Blatt wieder auf. „Drenn Dich nicht!“ sagte Andreas und ging hinaus. Es war völlig finstler geworden, und der qualmige Nebel, der den Tag über die Sonne verhüllt hatte, verhüllte jetzt die Sterne. „Wo sie nur bleibt!“ murkte Andreas, sich mit dem Rücken verdrießlich an den Türpfosten lehrend, „nun werd' ich bald ungeduldig! Ob sie aufs neue zu dinge angefangen hat? Glück zu, aber vor dem will ich den Gut abziehen, der da noch einen Groschen abzwackt, wo ich den Handel schloß! Ich könnte ihr entgegengehen; doch sie hat den Pflügerjungen ja bei sich, und dann ist hier auch das Kind. Zwar, das könnt' ich zu Bett bringen!“ Andreas ging wieder hinein. „Satan!“ rief er aus und blieb einen Moment mit weit aufgerissener Munde und saß aus den Höhlen tretenden Augen auf der Schwelle der Stube stehen. Der Knabe kniete auf der Bank, die er erlittert hatte, und verbrannte beim Licht eben mit Frohlocken den letzten Kassenchein; das Flackern des Zeitungsblattes hatte ihm eine unendliche Freude gemacht, aber die Freude hatte nicht lange genug gedauert und um sie zu erneuern, tat er alles nach, was er vorher seinen Vater, aufmerksam und neugierig zu ihm emporschauend, hatte tun sehen. „Aul!“ schrie das Kind nach einer Weile, denn das als letztes zu lange festgehaltene Papier brannte es auf die Finger; „mehr!“ setzte es hinzu, als es, das Auge nach der Tür wendend, den fast versteinernten Andreas erblickte. Dies Wörtchen weckte diesen aus seiner Erstarrung. „Mehr, Du Teufelsbrut!“ rief er aus, stürzte auf sein Söhnchen zu, faßte es, seiner selbst nicht mehr mächtig, bei den Haaren und schleuderte es ingrimmig gegen die Wand, als ob es eine giftige Schlange wäre, deren Stich er eben gefühlt hätte. „Mehr!“ sagte er dann, „noch mehr, viel mehr,“ und riß den am Ofengestell hängenden neuen Strid herunter, mit dem er die Kuh hatte anbinden wollen, denn ein schneller, scheuer Blick zur Wand hinüber hatte ihm gezeigt, daß das Kind laut- und leblos mit geborstem Schädel und mit verpflanztem Gehirn am Boden lag. Er tat einen Schritt vorwärts, aber die Beine wollten unter ihm brechen, und er griff um sich herum in die Luft, wie nach einem Gegenstand, an dem er sich halten könne; da ließ sich in geringer Entfernung von seinem Hause klar und deutlich das so lange ersehnte Gebrüll vernehmen. Dies schien ihm die Kraft zu einem plötzlichen Entschluß zu geben; er rief: „Gute Nacht, Andreas!“ und stürzte mit dem Strid auf den Hausflur hinaus. Hier stand eine Leiter, die auf den Boden führte, von dem er schon am Mittag einen Haufen Stroh zum Streuen für die Kuh vorsorglich herabgeworfen hatte; diese Leiter eilte er so schnell hinauf, daß ihm sein Hut, den er nach Bauernsitte im Hause wie auf dem Felde trug, darüber entfiel. Nun verschwand er in der Luke und bald darauf knarrt der Dachstuhl. Fast in demselben Augenblick wurde es laut vor der Tür. „Nun, Andreas, bist Du eingeschlafen?“ rief eine weibliche Stimme, „das pflegst Du doch sonst nicht zu tun, eh' Du Deine Grütze im Leibe haist! Spring hinein, Hans, und wed ihn!“ Hans, ein nach Art der Mistgewächse lang aufgeschossener Spindelbürrer Junge, tat, wie ihm geheißen wurde, während Geesche die Kuh festhielt. Gleich darauf kam er wieder heraus und stotterte: „Aber Frau, aber Frau!“ ohne mehr hervorbringen zu können. „Was ist's? Was gib's?“ rief Geesche, von seiner Reichenblässe und seinem Bähngeklapper erschreckt, und stürzte hinein. Hans griff nach dem Licht und sagte: „Der Bauer ist nicht da,“ dann leuchtete er nach dem Ort hin, wo das Kind lag. Mit einem jähen Schrei sank die Mutter um und blieb bewußlos liegen. Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer, wo ist er? wo bleibt er?“ rief er wohl hundertmal hintereinander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hause wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er ins Ofenloch hineingeleuchtet hatte, stolperte er am Fuß der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er sich oben verstickt, Bauer?“ rief Hans, „komm Er jetzt nur herunter, wir sind da!“ Da keine Antwort erfolgte, stieg er selbst empor. Als er den Kopf in die Bodenluke steckte und, eine neue Leitersprosse ersteigend, Hals und Schultern nachschob, stieß er auf Widerstand, der von etwas herrührte, das ihn anfangs zurückdrängen, sich dann zu spalten und auseinanderzuteilen schien. Der Angstschweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an, und ohne zu wissen, daß er's tat, rief er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob sich ein schwerer Mensch, wie zum Reiten, auf seinen Nacken setzte, zwei feste Beine, in denen er an den breiten Messingschnallen der Schuhe die seines Vaters erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf seiner Brust zum Vorschein, und durch das eine derselben wurde ihm das Licht aus der Hand gestoben. Nun stieß er noch einen unartikulierten Laut aus, dann überschlug er sich rücklings, stürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloschen, ohne vorher den Haufen losen Strohes zu entzünden, und in wenigen Minuten stand das Haus in Flammen. Ob Geesche, als dies geschah, aus ihrer Verwundbarkeit noch nicht wieder erwacht und willenlos in der auf schnellste von Rauch und Qualm gefüllten Stube erstarrt war, oder ob sie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verschmährt hatte, sich zu retten, hat sich nicht ermitteln lassen. So viel steht fest, daß von ihr, wie von Andreas, Hans und dem Knablen nur ein verkümmertes Gerippe aus dem Hause herausgekommen, und daß auch die Kuh, dem diesen armen Tieren angeborenen unseligen Trieb folgend, ins Feuer hineingelaufen und mit verbrannt ist.

Aus den Kunstausstellungen.

(Cassirer, Friedmann u. Weber, Kunstgewerbemuseum.)

Bei Paul Cassirer waren Bilder von E. D'hoorn Friesz zu sehen. Sie gehören zu dem Besten, was wir bisher von dem jungen Franzosen des Expressionismus gezeigt bekommen. Sie lassen deutlich erkennen, wie diese Neuen, die man der Willkür beschuldete, Fortsetzer der großen französischen Traditionen sind. Es steht in diesem Friesz genau soviel von Monet und Renoir als von Poussin, Watteau und Cézanne. Zwei Entwicklungslinien, die der sinnlich nervösen Naturerobertung und die der abstrakt monumentalen Bildorganisation, fanden sich nach dem Gesetz einer inneren Wahlverwandtschaft. Friesz hatte gar nicht nötig, in der kleinen Selbstbiographie, die dem Katalog seiner Ausstellung voransteht, diesen doppelten Weg seines inneren Werdens aufzudecken. Jedes seiner Bilder zeigt solche Mischung und zugleich deren Glück und Unabwendbarkeit. Es mußte einmal dahin kommen, daß die sprühende Energie, mit der die Licht-äußerungen und all die Beweglichkeit er Natur erobert wurden, sich pathetisch zu einem Siegeschor hob; es mußte einmal auf die Fülle der Eindrücke die Sammlung, auf die lebendige Vielfarbigkeit des Augenblicks die Ruhe des Beharrens folgen. Dieser Vorgang der Umwertung hat sich in der ganzen europäischen Malerei gleichmäßig vollzogen; das beweist, daß er keine Willkür war. Es steht Menschentum dahinter, Sehnsucht und eine heiße Liebe zu der Großheit alter Meister. Daher kommt es auch, daß in all diesen Pathetikern der Form ein Zispel des Akademischen zu spüren bleibt, und daß nicht minder etwas Nazarenisches, ein Trieb zur Feierlichkeit, deutlich wirkt.

Friesz malt im Norden und Süden Frankreichs, in der Normandie und in der Provence; er malt Häfen, die von Felsen umspannt sind, zerklüftete Schluchten, in denen noch das Grollen von Vulkanen sich zu regen scheint, er malt Landschaften, besetzt von der Süßigkeit arabischer Spiele, malt Alte, in denen das Strömen der Flüsse und das Atmen der Wiesen sich spiegelt. Mit wenigen, leicht in sich selber bewegten Farbönen, mit kraftvoll anhebenden und zu sich selber zurücklaufenden Rhythmen sucht Friesz eine Räumlichkeit aus der Natur zu sondern; er will nicht ein Stück der gemeinen Welt zeigen, vielmehr eine eigene, durch Einfachheit starke und durch Konzentration eindringliche Welt gestalten. Dabei bleibt er jedem Schema fern; die Sinnlichkeit des Blutes treibt ihn, was starr werden könnte, sommerhaft zu beleben.

Wie sehr solche Sinnlichkeit über Sein und Nichtsein der Kunst entscheidet, lehren uns die neben Friesz hängenden Bilder von Adolf Hölzel. Das ist ein Deutscher, dem das Dogma vom Stil zu einer Art kalter Leidenschaft wurde. Er möchte die Welt in ein System zwingen. Das bestätigt uns sein Interpret, Doktor Hans Hildebrandt, der bei Cassirer eine reguläre Aesthetik auf Hölzels Zeichnungen aufbaute (glücklicherweise nur vierzig Seiten stark). Hildebrandt schreibt: „Hat Hölzel früher mit Vorliebe das Dreieck zur bestimmenden Hauptform erhoben, so zieht er heute — bestärkt durch Beobachtungen an Werken altdentscher, vor allem niederheinischer Künstler und an Gemälden Grecos — die Ellipse vor. Entspricht sie doch auch am besten der Regel, daß im Flächeninnern die Formen der „Sehbewegung“ entsprechend kreisförmig anzuordnen sind.“ Solch ein Programm muß notwendig die Kunst ertöten; vor lauter Dreiecken und Ellipsen sieht man keine Spur von Leben. Es gibt nichts Gefährlicheres für einen Maler als die Philosphie.

Bei Friedmann u. Weber (Königsgräber Straße 8) sind Glasfenster von Thorn Priller aufgebaut; sie lassen uns vieles vergessen, was dieser Salon in schlechter Disziplinierung nur allzuoft glaubt unternehmen zu müssen. Die Fenster des Thorn Priller bringen ihm unsere Absolution. Es ist herrlich, wie der glühende Rhythmus reiner Farbe aufbraust und mit unaufhaltsamem Wellenschlag seine Rüst ins Grenzenlose strömen macht. Die Glasmalerei war durch viele Jahre dahin entartet, daß sie versuchte, das Tafelbild nachzuahmen. Man malte regelrecht mit dem Pinsel und meinte, weil der Bildträger zufällig Glas war, Glasmalerei zu leisten. Man dachte nicht daran, daß jedes Pigment die Durchsichtigkeit der Scheibe trüben müsse; man hatte vergessen, daß die unergleichlichen Glasmalereien in den alten Kirchen und Rathhäusern zu allen klassischen Zeiten aus bunten Gläsern mosaikartig zusammengefügt worden waren; und daß dabei dem Pinsel nur der Auftrag von Schwarzlot zur Differenzierung der Durchsichtigkeit gestattet wurde. Die Alten malten nicht auf dem Glas, sondern mit dem Glas; auch wenn sie Ueberfanggläser ähnten oder Silbergelb aufschmolzen, so gehorchten sie stets dem Gesetz der Glastechnik. Sie hielten aus Gläsern mit architektonischem Instinkt einen Teppich und nutzten dabei die Pleuriten als logisches, den Rhythmus leitendes Gerüst. Solches Handwerk hat uns Gottfried Heinersdorff wiedererobert und hat es außerdem verstanden, starke Künstler zu begeistern, daß sie ihm Plannungen für solche gläserne Architektur erfanden. So hat er mit Pechstein, Peter Behrens, Endell gearbeitet und hat nun den Thorn Priller gewonnen. Dieser ist ein Mystiker, der aus Holland kam, ein knorriger Phantast, ein träumender Mathematiker. Er ist einer von jenen eigenwilligen Helden, in denen das gotische Element als deutsche Innerlichkeit wieder zum Ausdruck kommt. Ein erster Blick auf seine Fenster befremdet vielleicht, verwirrt vielleicht; man sieht die mächtigen

Wiese und ein jähes Aufbrennen, ein Durcheinanderstürzen von verstandenen und geschliffenen Farbblöcken. Bald aber klärt sich das fanfarierte Chaos; es kristallisieren sich Figuren, es webt ein Lichtgobelin zusammen, es entrollen sich Klangreihen wie aus einer überirdischen Orgel. (Für J. V. Resistenten aus unserem Leserkreise findet Sonntag von 12 bis 1 Uhr eine Führung statt.)

Im Kunstgewerbemuseum ist eine sehr interessante Ausstellung von Werken des Bronze- und Messinggusses hergerichtet. Es wurden nur Berliner Firmen berücksichtigt; man darf sagen, daß deren Arbeiten den Beweis erbrachten, führend zu sein und selbst den raffinierten Güssen der Franzosen Krieg anzufangen zu dürfen. Freilich, es finden sich noch Giebereien, die das Eigentliche des Gießhandwerkes, die Individualisierung des Technischen, nicht recht begriffen. Deren Produkte wirken schematisch; sie kränken einen dadurch, daß man dauernd an die Auf- lageziffer und an die Möglichkeit der mechanischen Wiederholung denken muß. Es gibt andere Unzulänglichkeiten, die noch härter treffen. So wenn ein mehr als meterhohes Laufgerät, das man zentnerschwer glaubt, durch ein bloßes Anrühren mit dem Finger ins Wanken gerät. Indessen, man kann solchen Mangel an Qualität verzeihen, wenn die entzückenden Güsse von Hermann Noack nach Modellen von Gaul, Kolbe, Amberg den Sinnen einen sprühenden Reiz bescheren. Man hat vor diesen kleinen Bronzen durchaus den Eindruck, als ob der Gießer dem Künstler nicht nur ein Kopist, sondern ein Gesell gewesen ist, ganz in der Art, wie Cellini sich selber solch ein Gesell war. Ähnlich steht es um die Qualitätsarbeit bei den Beleuchtungskörpern und den übrigen Geräten. Ja, hier möchte man zuweilen meinen, daß das Technische die Herrschaft über die Form und den Formen- geber zurückgewonnen habe. Ein Zeichen der Gesundung. Der individuelle Beleuchtungskörper entbehrt von vornherein nicht einer gewissen Komik; man denkt an Leuchterweibchen, an Zepfelinluftschiffe und an die Orgeln in Louis XVI. Für ein so typisches Gerät, wie der Beleuchtungskörper es ist, für diese Systeme aus wenigen Zug- strängen, Anleitungsrohren, Trägerreifen und Flammenhaltern, kommt es in der Tat darauf an, daß der Geist des Technischen ganz klar herauskomme, als darauf, daß interessante Varianten des Er- gebnisses der Notwendigkeit erforscht werden. Die Qualität der Be- leuchtungskörper entscheidet sich nicht zum wenigsten an der Qualität des Arbeiters. Das zeigen besonders die ausgezeichneten Erzeugnisse der Werkstatt von Richard L. F. Schulz. Sie sind den Augen wie den Fingerspitzen ein sinnliches Vergnügen. Verschieden sind die Künstler, mit denen Schulz arbeitet; dennoch trägt alles, was er macht, den gleichen vornehmen Zug. Die Liebe der werkenden Hand wurde das Kennzeichen dieser Lampen, Tintenfüßer und Uhr- gehäuse.

Die „Krone“, dies berühmte Möbel des Speisbüglers, ist dahingegangen; die Tintenfüßer, die immer umfielen, dafür aber Nigenköpfe und Hundeschwänze aufwiesen, starben. Man lernte die Lügenhaftigkeit des Zingusses und seiner Umschmüzung erkennen; man bekam Widerwillen gegen die alles löhnende Technik des Pressens dünner Bleche zum Zwecke der Vortäuschung von Bronze. Man hat sich der Ehrlichkeit rüchellos ergeben, konnte aber doch noch nicht völlig die Nachwirkungen jener schlimmen Zeiten über- winden; das zeigen zum Beispiel die im übrigen, besonders was die Form betrifft, vortrefflichen Leuchter des Professors Peterfen. Sie sind redlich gegossen und lassen doch an gedrücktes Blech denken. Es läßt sich eben nicht von heute auf morgen die Barbarei in Kultur wandeln. Immerhin und getrost: auch der deutsche, der berlinische Bronzezug marschiert.

Am Sonntag zwischen 12 und 1 Uhr wird Richard L. F. Schulz in der Ausstellung technische Erläuterungen geben. Zutritt unent- geltlich.

Robert Breuer.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

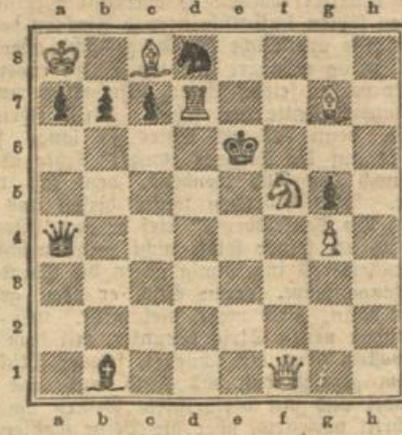
Die Verdaulichkeit der Nahrungsmittel. Bei Feststellung der Verdaulichkeit eines Nahrungsmittels handelt es sich darum, seinen Einfluß auf die Absonderung und seine Verweildauer im Magen zu studieren. Wie daraufhin angestellte Experimente von Dr. West-Heidelberg erwiesen, wird Brot im Magen weniger verdaut als Fleisch. Die alte Ansicht, daß geröstetes Brot leichter verdaulich ist als gewöhnliches, ist nicht als richtig erwiesen. Semmel und feines englisches Brot bleiben erheblich länger im Magen als gröbere Brotforten. Kartoffeln nur abgeloht, verweilen kürzer im Magen als Fleisch und werden wenig verändert. Mit Fett gebraten werden sie dagegen im Magen besser verdaut. Bratkartoffeln gelten daher nur insofern mit Recht als schwerverdaulich für den Magen, als sie länger darin liegen bleiben und mehr Magensaft erfordern, wie Kartoffeln ohne Zugabe von Fett. Dafür werden sie aber im Magen weitgehender verdaut. Die hemmende Wirkung des Fettes macht sich im Dünndarm noch härter bemerkbar als im Magen. Die Zubereitung senft schließt ausnützbarer Nahrungsmittel mit Fett ermöglicht es, die Verweildauer im Magen und Darm zu verlängern und die Aufnahme zu erhöhen. Die Speisen werden auf diese Art besser ausgenutzt, belasten aber Magen und Darm be-

deutend mehr. Leichtverdaulich im idealem Sinn, d. h. gut ausnutz- bar und dabei nur kurze Zeit im Magen und Darm verweilend bei geringer Beanspruchung der Absonderung, sind nur wenige Nahrungs- mittel. Zucker, Brot, Kartoffeln kommen diesem Ideal am nächsten, dann kommen die Eier und unter den Fleischsorten der Schinken. Die pflanzlichen Nahrungsmittel können außer durch mechanische Zerkleinerung und Aufschließen durch Kochen, durch die Zugabe von Fett besser ausgenutzt werden.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.

„Ibsen“ (Schachwelt).



2+ (84-101)

Schachnachrichten. Nach den Vorträgen von Dr. Emanuel Lasker und E. Alapin am Sonntag, den 30. März, in den „Königsälen“, Neue Königstr. 26, Eingang Badzeßstraße, von 8 bis 7 Uhr nachmittags, wird E. Alapin noch am selben Abend einige Blindlingspartien gleichzeitig spielen, falls keine öffentliche Partie zwischen ihm und Dr. E. Lasker an diesem Abend gespielt wird.

Im Wiener Schachklub ist jetzt ein lokales Meisterturnier im Gange, an dem Schlechter, Spielmann, Dr. Perlis, Dr. Tartakower, Dr. Kaufmann und Reti teilnehmen. Nachstehend eine Partie aus dem Turnie.

Damenbanern-Eröffnung.

E. Schlechter. A. Kaufmann.

1. d2-d4 d7-d5

2. Sg1-f3

Durch Zugumstellung pflegten hieraus (wie auch in gegenwärtiger Partie) Varianten des gewöhnlichen „Damengambits“ zu entstehen.

2. e7-e6

Zu dieser Einschränkung des Lc8 liegt keine Veranlassung vor. 2. Sf8 oder c7-c6 sind aussichtsvollere Züge.

3. c2-c4 Sg8-f6

In Betracht käme hier auch 3. dxc4; 4. e3, a5; 5. Lxc4, b5 nebst Lb7 (bezw. b. a4, c5; 6. Lxc4, Sf6 nebst Sc6 zc.)

4. Lc1-g5 Lf8-e7

5. Sb1-c8 Sb8-d7

Hiermit ist die gewöhnliche „ortho- dexe Verteidigung“ des Damen- gambits durch Zugumstellung ent- standen, in der Schwarz ein gedrücktes Spiel hat. Nach

6. e2-e3

hat Weiß den augenscheinlichen Vorteil, daß seine sämtlichen Figuren leicht entwickelbar sind, während Lc8 und Ta8 noch hierzu Gelegenheit suchen müssen.

6. 0-0

7. Ta1-c1 a7-a6

8. c4xd5

8. c5! engte noch mehr ein.

8. e6xd5

9. Lf1-d3 c7-c6

10. 0-0 Tf8-e8

11. h2-h3 Sd7-f8

12. Sf3-e5 Sf8-d7

13. Lg5-f4 Sd7xe5

14. d4xe5 Lc8-e8

15. Dd1-c2 f7-f6

Hierzu war auch noch später Zeit vorhanden. c6-c5 oder Tc8 nebst

c6-c5 hatte Aussicht, ein Gegen- spiel auf der Damenseite zu er- langen.

16. Sc3-a4 f6xe5

17. Lf4xe5 Le7-f6

Weiß hätten Lf7! vorgezogen.

18. Le5-g3 Dd8-e7

19. Sa4-c5 Ta8-d8

Auch hier war 19. Lf7!

20. Db3, Sc6 (19 Dxb7, Sx8;

20. Dxd, Txd; 21. Txs, d4 zc.)

mit Ausgleichchancen verbunden.

20. Dc2-b3 Le6-c8

21. e8-e4 Kg8-h8?

Am Platze war Ld4!

22. e4-e5 Lf6xe5

23. Lg3xe5 De7xe5

24. Sc5xb7 Le8xb7

25. Db3xb7

Nun ist Bauernverlust unermesslich.

26. c6-c5

26. Tc1xe5 Sf8-e6

27. Tc5-c8 Td8-b8

28. Db7xab Tb8xb2

29. Tc8-c8 Tb2-b3

30. Tf1-c1 g7-g6

31. Tc8xb8 Tc8xb8

32. a2-a4 Tb3-f8

Bessere Remischancen bot Sf4

(broht ev. Sxh3! nebst De5-g5

x c1).

33. Tc1-c8 De5-e1?

34. Kg1-h2 De1-e1?

35. g2-g3 De5-f6

36. Tc8xg8? Df6xf8

37. Da6-b6

Defst den Bf2.

38. Df8-f3

Selbstredend genügte auch Lf1.

38. Df3xd3

39. Db6xe6 Dd8-d2?

40. De8-f7! Aufgegeben.

Defst Schwarz die Drohung Df8# so geht Ba5 zur Dame.